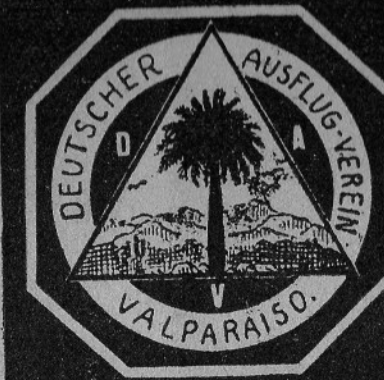




D. A. V. MITTEILUNGEN

Organ
des Deutschen
Ausflug-Vereins
zu Valparaiso



Zeitschrift
für
Naturfreunde
u. Wanderer

1. Jahrgang.

Mai/Juni 1920.

Heft 6.

INHALT

Bergfrieden.

Erstersteigung des Volcan San José 5880 m.

Im Gran Cañon del Rio Colorado (Arizona U. S. A.)

Zu unserer Kunstbeilage.

Vereinsmitteilungen.

D. A. V. MITTEILUNGEN

Organ des Deutschen Ausflug Vereins
zu Valparaiso.

Zeitschrift für Naturfreunde und
Wanderer.

1. Jahrgang.

Mai/Juni 1920.

Heft 6.

Die Mitglieder des Deutschen Ausflugvereins erhalten diese Zeitschrift
unentgeltlich zugestellt.

BEZUGSPREIS:
(jährlich 6 Hefte)

für Nichtmitglieder	\$ 6.00
Einzelnummer	1.50
nach auswärts	7.20

BEZUGSANMELDUNGEN

bei der Verwaltung des D. A. V.
Casilla 347

Calle O'Higgins 31.
sowie bei allen deutschen Buchhandlungen.

Bergfrieden.

Kein fremder Laut stört mich in meiner Stille,
Nur mir zu Füßen rauscht der Bach vorbei.
Entschlafen ist in mir der Herrscherwille
Als ob ich längst gestorben sei.

Mein Auge sucht umsonst der Sonne Leuchten.
Der Wolkengott zog seinen Vorhang vor.
Aus moorigen Wiesen steigen sanft die feuchten,
Die grauen Nebel geistergleich empor.

Sie schleifen schwer an grauen Felsenwänden;
An Gletschertatzen stossen sie das Haupt.
Sie tasten um sich wie mit gierigen Händen.
Schon haben sie dem Tal den Tag geraubt.

Das zieht und flieht in Streifen und in Ballen.
Nur mir zu Füßen rauscht der trübe Bach.
Ich hab' Besuch von meinen Freunden allen:
Ich sinne alten, alten Tagen nach.

A. Attenhofer.

Die Besteigung des Vulkan San José.

Der nachstehende Artikel stammt aus der Feder unseres Mitgliedes, Herrn H. Gwinner, dem so weit aus vorhandenen Aufzeichnungen und Ueberlieferungen hervorgeht, als Erster die Besteigung des Vulkans geglückt sein dürfte. Es wäre interessant zu erfahren, von wem und zu welcher Zeit ebenfalls Versuche zur Besteigung dieses Berges unternommen worden sind, und welches Resultat sie gezeitigt haben, weshalb wir an unsere Leser die höfl. Bitte richten, uns evtl. Nachrichten hierüber zugehen zu lassen.

Traut grüssten die alten Bilder längst verflossener Jahre von Nord und Süd im grünen Maipu-Tal, das wir so oft zu Fuss und Pferd durchzogen und heute auf rauchendem Stahlross durcheilten. Mit gewaltigen Wassermassen strömt der Fluss zu Tal und kündigt schon jetzt schwierige, wenn nicht unmögliche Flussübergänge auch für die höheren Regionen an. Selbst über die Mündung des Río Yeso hinaus, der seine Wasser aus dem Gebiete der Laguna Negra von Norden heranzuführt, scheinen die Mengen nicht nachzulassen und auch der Río del Volcan, dem wir dann folgen, tobt mit ungekannter Wogenmacht von Osten daher.

Um die Mittagszeit fährt der Zug in die Endstation der Militärbahn «Volcan» ein, wo uns Tiere und Führer erwarten. Dort treffe ich einen alten Bekannten, den Ingenieur H. technischen Leiter der Cia. Industrial del Volcan und für unser erstes Nachtlager auf der einige Stunden weiter talaufwärts gelegenen Zentrale der Drahtseilbahn ist gesorgt.

Nach einigen vergnügten Stunden im Kreise deutscher Angestellter des Unternehmens und einer ruhigen Nacht noch unter Dach und Fach, weckte uns ein herrlicher Morgen, in den wir 3 Reisekameraden, noch ein Stück Wegs von H. begleitet, froh und frei, weg von Menschen und Sorgen hineinzogen. Noch folgten uns zur Linken die stählernen Stränge der Drahtseilbahn, an der eiserne Anhänger, oft über schwindelnde Tiefen hinweg, den weissen Gips zu Tale führten, aber schon fest-

selt zu Rechten und Linken die urgewaltigen Felsbildungen, die scharfen Linien des Cerro Valdes und des Cerro del Morado das Auge, dass wir jenes letzte Zeichen von Menschenkunst kaum noch beachten.

Leider umhüllten den Vulkan selbst dichte Wolken, doch liessen schon die gewaltigen Schneefelder und Gletscher an den tieferen Partien des Berges die Schönheit der höheren Regionen ahnen. Stundenlang führt unser Weg an steilen Geröllhalden entlang, jetzt am sonnigen Morgen die Gefahren verbergend, die hier bei Regen und Unwetter dem Reiter wie Fussgänger drohen. Am Zusammenfluss des Río del Volcan mit dem Río Colina biegen wir in das Tal des Letzteren nach Süden zu ein, unserem Plane folgend, das Massiv des Vulkans südlich bis zum Passe nach Argentinien hin zu umgehen. Unter schmaler Brücke tobt zwischen hohen Felsen eingengt der Fluss in ohrenbetäubendem Brausen, dann tritt der Pfad in eine breitere Talsohle ein und zieht sich noch einige Kilometer weit bis zur Endstation der Drahtseilbahn hin. Und links und rechts, meilenlang, so weit das Auge nach Süden hin blickt, ragen die Gipslager (Las Yeseras) in mächtigen Bergen zur Höhe. Hier liegt im wahrsten Sinne des Wortes ein unerschöpflicher Reichtum am Wege, den Jahrhunderte nicht werden ausbeuten können.

Wenn wir bisher noch einige Hoffnung auf günstigere Wasserverhältnisse in den oberen Tälern gehegt hatten, so wurde sie hier uns stark be-

schnitten. Im Rancho der Endstation hörten wir Schauergeschichten von ertrunkenen Arrieros und fortgespülten Mulas und ein Blick auf den tosenden Fluss bewies in der Tat das Unmögliche der Ueberquerung. So blieb uns nichts anderes übrig als die schwierige Uebersteigung des Höhenrückens nach der Quebrada de la Engorda im Osten und von dieser wieder zurück in das Tal des Colina, um dann, nach erfolgter Umgehung einiger Stromschnellen, den Uebergang weiter oben zu versuchen.

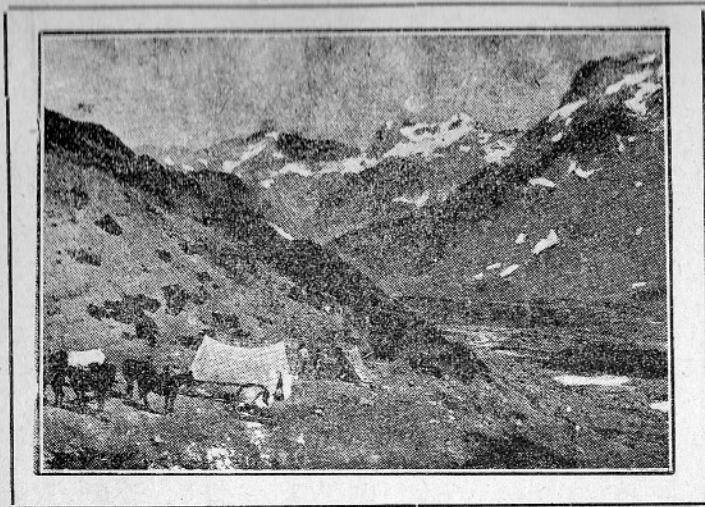
In scharfer Steigung führt der Weg auf losem Geröllhang zur Höhe. Der Himmel begann sich dicht zu bewölken und einzelne Regentropfen zeigten das nahende Unwetter an. Steil fällt der Abhang nach Osten zu ab und noch steiler, zu grösserer Höhe zieht sich der Pfad einige Kilometer weiter oben im Tale am gleichen Höhenrücken wieder empor. Dort auf dem Kamm fegte der eisige Wind die ersten dichteren Regenschauer über uns hin und auf dem gewundenen, schier endlos scheinenden Abstieg traf uns das langdrohende Gewitter mit Hagel und Sturm in seiner vollsten Schärfe. Die schrägen Geröllhalden von vielhundert Metern Höhe flossen und glitten unter den Hufen der Tiere hinweg und Steinschlag aus grösseren Höhen verschärfte den Ernst unserer Lage. Meine beiden Gefährten hatten den Sattel verlassen, gewiss, weil ihnen meine Theorie, dass 4 Beine sicherer treten denn 2, nicht ganz geheimer erschien und zogen unter Zuruf mühsam die Tiere hinter sich her. Aber die meist fast senkrechten Wände brachten die Hände zu oft mit dem nasskalten Boden in Fühlung, dass bald in schmerzlicher Kälte die Finger erstarrten. So kam Freund Sch. an einer gefährlichen Stelle ins Gleiten und nur der Wurf eines Lassos konnte vor bösem Sturz ihn bewahren. Dann, wie so oft, als die schlimmsten Stellen überwunden, hell-

te der Himmel sich auf und günstiger wurde das Gelände. Doch wohin das Auge auch blickte, aus jeder Spalte im Fels, von jeder grünenden Stelle, rieselte Bach um Bach der Tiefe entgegen; und jene spärlichen Gräser, die zerstreut die Hänge bedecken, strömten bald weich, bald herbe weithin ihren Duft in die Lüfte, dass die Brust sich hob in vollstem Geniessen.

Gegen Abend erreichten wir dann die Baños de Colina — heisse Quellen am Rande des Tales — und schlugen in ihrer Nähe im Schutze grösserer Felsen das erste Lager auf.

Wer je in der Cordillere am Lagerfeuer gesessen, die vom Arriero bereitete Cazuela, die Leckerbissen des Proviant genossen, sich in den Dampf der Pfeife oder gar der seltenen Zigarre gehüllt, den Tee mit dem bescheidenen Schuss Aguardiente geschlürft und tiefernte, dann wieder lustige Reden gewechselt, der weiss, welch wunderbare Lieder und Träume der rauschende Bergbach zur Seite, das Wehen des Sturmes hoch auf den Gipfeln und der strahlende Sternhimmel über dem Haupte, dann singen und weben. Und fest und gesund ist der Schlaf, kein schwächlicher Nerv stört die Ruhe, bis des Führers Ruf und der stampfende Schritt der eingetriebenen Tropa zum Aufbruch gemahnen.

Freund F. steigt aus seiner «eisernen Jungfrau», dem Schlafanzug aus ungegerbtem Schaffell und wir wickeln uns langsam aus Schlafsack und Decken. Der gründliche Morgenimbiss giebt neue Kräfte und mit Gesang und Witzen unseres Sch. setzt sich der Zug in Bewegung. Vor dem hatte ich mir noch einen kleinen Seitensprung erlaubt in Gestalt eines warmen Bades in den Quellen und jetzt lachte der herrliche Morgen voll Lust auf uns nieder. Bald auf steinigem Boden an den tosenden Wassern des Flusses entlang, bald auf den grünenden Matten der Hänge ging es voran, an einigen uner-



Lager im Tale des Rio Colina.

gründlich tiefen, mit kristallhellem Wasser gefüllten Erdlöchern, vulkanischen Ursprungs vorbei, hinab und hinauf in zerrissenen Betten tosender Bergbäche, bis zur scharfen Krümmung des Flusses nach Osten.

Und hier war das Ende — dicht treten die fast senkrecht abstürzenden Bergwände an den Fluss heran, keinen Raum für die Tiere gewährend und auch bis zu den Felsen der Höhe hinan für Menschen kaum gangbar. Das Unmögliche des Ueberganges stand uns vor Augen — unser Anfangsplan war gescheitert. Wir beschlossen noch, am nächsten Tage einen Versuch zu Fuss an den Hängen entlang zu unternehmen und wandten die Tiere. Dicht an den Erdtrichtern in tieferer Mulde stand heute das Zelt und brannte das Feuer. Es war der zweite und letzte Tag, an dem uns ein schwächerer Regen getroffen; wohl ballten sich täglich gegen Mittag und Abend die Wolken über den höheren Gipfeln der Berge und drohten oft mächtig, aber sie verschonten uns stets und blieben in ihren Regionen.

Bis zum Endpunkt von gestern brachten uns am folgenden Morgen die Tiere

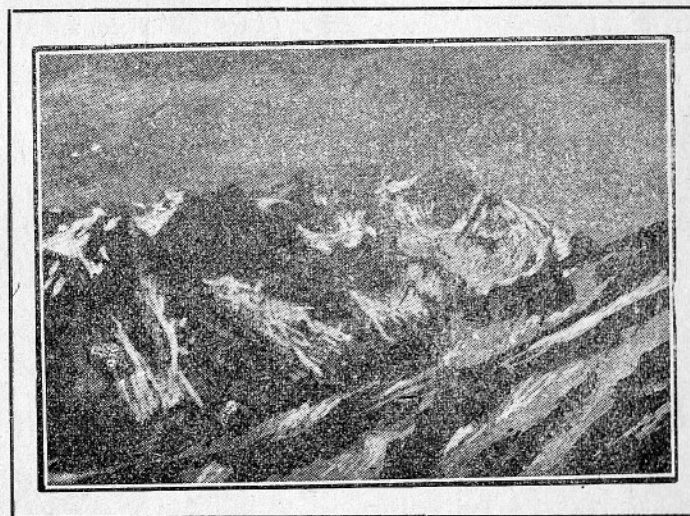
und den leichten Rucksack geschultert, kletterten wir, dem Flusslauf folgend, die Böschung entlang. Vom durchsickernden Schneewasser feuchte Strecken wechselten mit glatten, harten Geröllhalden, die steil zum wildtobendem Flusse hinabfielen. Oft konnten nur lange Sprünge auf weiten Strecken das Fortkommen ermöglichen, da unter dem langsam schreitenden Fuss die Erde ins Gleiten geriet. Bald gaben denn auch die Gefährten den Vormarsch auf und liessen mich einsam den Weg verfolgen. Nach circa einstündigem Marsche erreichte ich endlich besseres Gelände und bog in die von Norden her einmündende Quebrada dem Südfusse des Vulkan zu, ein. Langsam kletterte ich jetzt die Hänge hinauf, tief unter mir das breiter werdende Tal, dessen Sohle mächtige, dunkle Schuttmassen, von zahlreichen Rinnen und Furchen durchzogen, bedeckten. Nach Osten steil ansteigend der Cerro Amarillo und eine unendliche Kette hoher Felsen und höherer Berge, deren ausgedehnte Schneefelder unzählige Wasseradern zur Tiefe sandten. Einem weit vorgeschobenem Berggrat strebte ich schrägansteigend zu und plötz-

lich lag der Vulkan in seiner weissen, mächtigen Höhe vor meinem Auge. Zwar nur sekundenlang genoss ich den Anblick, denn wie wenn sie nur auf mein Kommen gewartet, schlossen sich gleich darauf dicht, weissleuchtende Schneewolken rings um den Gipfel; doch auf der ganzen Wand quoll zwischen den Felsen hervor, floss in wuchtiger Decke über die Hänge herab die schimmernde Masse des Eises, hier von unzähligen Spalten durchfurcht, dort in strahlenden Flächen. Vom Glanze geblendet schloss ich die Augen, um sie doch gleich darauf wieder zu neuem Staunen zu öffnen. Schwer nur vermochte ich mich von dem herrlichen Bilde zu trennen. Dicht unter dem Felsaufsatz auf der Höhe des Kammes suchte ich dann den Rückweg, der oft noch viel schwieriger war, als der Pfad in der Tiefe. Denn oben auf stahlhartem, glatten Geröll bewahrt oft nur der Halt eines Fingers vor dem Absturz zur Tiefe.

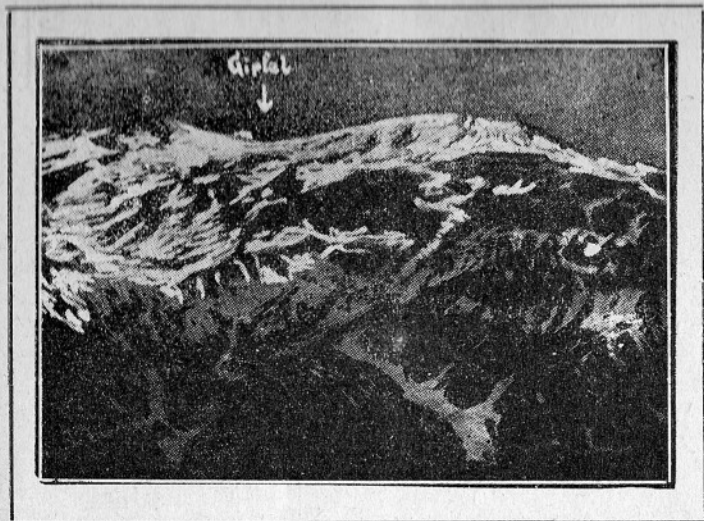
Am späten Nachmittag traf ich bei den Gefährten ein und der Rückmarsch in die Quebrada de la Engorda wurde beschlossen. Dort schlugen wir am folgenden Abend an geschützter Stelle

in 2400 Meter Höhe das Zelt auf und fassten die Pläne für die Erforschung der zahlreichen Quebradas und Gletscher in unserem Bereiche. Der Platz unseres Lagers war trefflich gewählt am Rande eines mächtigen Schneefelds, dessen Masse das Bett eines Sturzbachs bedeckte; vor uns in seiner himmelauftragenden Höhe das Massiv des Vulkan, umflossen von Eis und Schnee u. drohender, schwarzer Gesteinswand. Sehnsüchtig forschte der Blick nach günstigen Graten und Firnen, die den Weg zum Gipfel erlauben, aber wer vermag in der Tiefe die Gefahren der Höhe zu messen? Also hinauf zur Höhe zur besseren Orientierung.

Der Morgen war hell und strahlend und klar jede Linie des Berges zu sehen. Ueber endlose Schneefelder hinauf von Absatz zu Absatz stiegen wir an. Bald hiess es, abgrundtiefe Gletscherspalten zu umgehen, oder sie auf schmaler Schneebrücke mit Vorsicht zu überschreiten und zahlreiche Felsstücke rings auf dem Schnee hin verstreut, warnten vor tückischem Steinschlag. Freier wurde der Blick und nach Süden und Westen tauchten die Berge empor in unendlicher Anzahl. Gegen Mittag



Kette Cerro Marmolejo-Morado.



Gesamtansicht des Vulkan San José von Nord-West.

hatten wir 4000 Meter erreicht, dicht unter dem mächtigen Gletscher, der zwischen der nördlichen und südlichen Spitze hervorquellend, den Ostabhang des Berges bedeckt. In scharfen Zügen schliesst die Kette, mit dem Cerro Marmolejo (6100 m.) im Osten beginnend und dem Cerro del Morado (5060 m.) im Westen schliessend, das Bild nach Norden zu ab und weit nach Westen und Süden, bis zu den Bergen Rancaguas hin, schweift das Auge über die unzähligen Gipfel und Grate, die hell aufleuchten im Glanz ihres Eises. Und wie nah erscheinen jetzt vor uns die Kuppen des Vulkans selbst, die schroffaufstrebende Spitze zur Linken, dem Rest des auf den übrigen Seiten niedergebrochenen Nordkraters, die breite südliche Kuppe und weiter im Hintergrund, in der Mitte der beiden, die charakteristische Kraterform der höchsten Erhebung (5880 m.). Mein Entschluss war gefasst, ich musste den Versuch wagen und hatte mir bald den Weg für den Aufstieg gewählt.

Schon am nächsten Tage wollte ich aufbrechen, doch als bei Morgengrauen bereits der Abschluss des Tales nach

Osten in dichtem Nebel lag und Sturm verkündende Wolkenflocken ganz ausnahmsweise schon bei Aufgang der Sonne am Himmel dahinjagten, liess ich den Plan wieder fallen und beschloss, die Entwicklung abzuwarten. Und es war gut so. Die Ruhe des Rasttages stärkte die Glieder für härtere Arbeit und der Hexensabbath, den Winde und Wolken um die Höhen zu feiern begannen, strafte die Vorsicht nicht Lügen. Ja, an einen stärkeren Ausbruch des Vulkans waren wir zu glauben versucht; stiegen doch über allen Spitzen, solange sie noch zu sehen, mächtige, Rauchfahnen ähnliche Säulen empor zu schwindelnder Höhe, dann langsam sich ausbreitend und in den Lüften vergehend. Dass es sich hier, wie ich dann später oben erkannte, um vom furchtbaren Winde gebildete Schneehosen handelte, war in der Tiefe ja nicht zu erkennen und der Führer nie besser belehrte Erfahrung bestärkte den Glauben.

Auf unsere Feldbetten hingestreckt im warmen Lichte der Sonne, lauschten wir Stunde um Stunde dem Kampf in den Höhen. Und die Schlacht in den

Lüften tobte sich aus. Ein herrlicher Sonntagmorgen kam nach bedrohlichem Abend und trieb mich zum Aufbruch. Der Plan war einfach; da mit der Zeit nach der Mittagsstunde, der ständigen Wolkenbildungen in der Höhe wegen, nicht zu rechnen war, wollte ich am ersten Tage bis zu der uns bereits bekannten Stelle ansteigen, dort übernachten und am folgenden Morgen den Aufstieg vollenden.

Um 8 Uhr brach ich auf, noch zu Pferd das Tal überquerend und bis zum Beginn der ansteigenden Schneefelder in die Seitenschlucht einreitend. Dann hiess es, den schweren Rucksack schultern, mit Schlafsack und Decke, photographischem Apparat und etwas Proviant — Charqui, harina tostada und Brot —, einer Feldflasche mit Wasser und Cognac und warmem Unterzeug.

Die Steigeisen an den Füßen und den Eispickel gefasst, ging es nun stetig voran, diesmal auf den Hängen weiter nach links — nach Norden zu —, um auf höheren Kämmen die Spalten zu meiden. Schon um 1 Uhr war ich von 2500 auf 4200 Meter gelangt und fand nach einigem Suchen zwischen schützenden Felsen ein geeignetes Lager. Zwar bezogen dicke Eiskrusten die Wände auf allen Seiten, aber ich deckte mit flachen Steinen Boden und Wand, sodass der Platz bald einem geräumigen Steinsarge glich, in den ich den Schlafsack versenkte. Dann legte ich mich auf die Felsen und schwelgte in einsamer Ruhe im Genusse des Bildes.

Stunde um Stunde verging und tiefer legten die Wolken sich über die Berge rings um im Kreise. Ueber mir tobte in allen Himmelsrichtungen schwarzes und helles Gewölk in ewigem Kommen und Gehen. Die Sonne sank weiter hinab; langsam löste die dichtere Schicht sich ab von den Spitzen der Berge, die unter dem dunklen Dach wie drohende Schatten erschienen. Und

in der düsteren Leere jagte jetzt leichtes Gewölk wie flüchtige Schemen umher, krallte sich hier und da fest, bis die Winde es wieder zerrissen. Dann als die Sonne zuletzt dem Horizont nahe gekommen und ihr hell leuchtendes Licht tief unter das Wetterdach sandte, strahlten die Gletscher empor, rot glühend brannten die Wolken, dass sie wie feurige Lohe die Gipfel der Berge umhüllten. Farbe auf Farbe entstand in jeder Schattirung im Westen, gaben die Tönungen ab für die wechselnden Bilder der Berge, bis dann in bleiernem Glanze die letzten Strahlen erloschen. Doch mit dem scheidenden Licht entschwand auch die Wärme des Tages, — fröstelnd stieg ich hinab zur Gruft des steinernen Bettes.

Dank der stets während der Nacht herrschenden Luftstille schlief ich vorzüglich bis zum Morgen um 4, der Zeit der erwachenden Winde. Klar standen die Sterne noch immer am nächtlichen Himmel, doch über der südlichen Kuppe des Berges erstrahlte leichtes Gewölk, stets während des Fluges über dem Gipfel, in hellerem Lichte. Und jede Faser voller Erwartung startete ich aufwärts, denn seltsam klar wurde plötzlich die Spitze, bis dann einer feurigen Zunge vergleichbar, ein Lichtkegel mitten aus ihr sich höher und höher emporhob. Sonderbar packte es mich — ein Ausbruch des Vulkans? — welch grosses Erlebnis-hinaus aus den Decken — da war es vorbei — die letzte Sichel des Mondes stand hell über der Mitte des Berges.

Doch nun war ich draussen und jede Sekunde war wertvoll im Dienste des Vorsatzes. Aber mit äusserster Ruhe begann ich das Werk; jede Anstrengung war zu vermeiden und die Kraft wie ein Uhrwerk zu regeln. Langsam verstaute ich alles Gepäck in eine geeignete Höhlung, packte den Rucksack dann mit nur den notwendigsten Dingen — Phot. Apparat, Höhenmesser, etwas harina tostada, Feldflasche

mit Wasser, Cognac und Sweater. Um 5 Uhr begann ich den Marsch, immer auf felsigen Graten mich haltend und nur dort die Schneefelder querend, wo Bindungswege mir fehlten. Denn wie abgeschnitten mit jener Höhe von 4200 Metern waren die glatten Schneefelder — Penitentes wohin ich auch sah, in meter und mannshohen Formen.

Heller wurde das Licht, die Berge begannen zu glühen in immer grösserer Zahl, bis alle im Lichte erstrahlten. Nur ich zog im Schatten dahin, den der Kamm des Vulkans hier noch herwarf. Leicht war das Gehen auf dem harten Gestein und befriedigend schien mir die Leistung. Dann jedoch stand ich auf einmal vor einer tieferen Senkung zwischen höheren Felsmassen und die anstrengende Arbeit des Aufstiegs an der gegenüberliegenden, ca 30 meter hohen Wand scheuend, bog ich nach links auf das Schneefeld hin ab, um darüber hinweg auf den höheren Grat zu gelangen. Aber steiler wurde das Feld, wie es von unten her nicht zu erkennen gewesen, und das Eis des Gletschers ward sichtbar. Plötzlich, zwischen den Wänden der Penitentes klaffte ein Spalt direkt mir zu Füßen, nicht breit, aber zur Vorsicht gemahnend; und langsam von Stufe zu Stufe, oft mit dem Eispickel arbeitend, im Sprunge über Spalten oder Umwege nehmend, stieg ich hinan, viel Zeit verlierend und Kräfte vergeudend. Zuletzt erreichte ich wieder felsigen Grund und verliess ihn nicht mehr bis zum Abhang des Grats, der von der nördlichen Spitze des Berges herabfällt. Wohl 100 Meter und mehr ragt die Geröllwand empor, bis oben der senkrechte Fels nur mit Klet-

tern und Klimmen zu nehmen. Aber

noch reichte die Kraft und bald stand ich oben am Rande, jetzt endlich im wärmenden Lichte der Sonne.

Ein Blick auf den Höhenmesser, der leider nur bis zu 5000 m. angab, zeigte, dass diese Höhe erreicht oder vielleicht überschritten und dass jetzt die Lasten des Aufstiegs stärkeren Anspruch an die Arbeit des Herzens erhoben. Und gleichzeitig tobte der eisige Wind jener Höhen heran, den Atem raubend und Kräfte erfordernd, sich seinem Andrang zu stellen. Nun hiess es, sie regeln und sparen, die Lunge, das Herz und die Muskeln; Schritt musste um Schritt stets bedacht und die Stelle des Auftritts geprüft sein.

Rechts reichte weiches Geröll bis zum Rücken des Gletschers hinüber, der aber auch noch dicht mit Penitentes bedeckt war. So hiess es am Kamme entlang, zuerst auf gröberem Stein, dann auf weicherem Boden zu steigen, bei immer längerer Rast, in immer kürzeren Strecken. Doch auch bei der grössten Vorsicht kommt ständig die Erde ins Gleiten und was mit Mühe erreicht, ist plötzlich wieder verloren. Vor mir ein Stein — ich rechne mir aus, dass fünffaches Rasten mich hinbringt und zwanzigmal muss ich dann stehn, nach Atem ringend und wartend, bis mir der ruhige Schlag des Herzens den Fortgang gestattet. Dazu erstarren die Glieder im Sturm, nur mühsam hält noch die Hand den stützenden Pickel trotz zweifachen wollenen Handschuhs. Und die Stiefel, vom Schnee schon getränkt, lassen in eisiger Kälte die Füße im Froste erstarren.

Hat sich der weiche Schnee in tiefen Nestern gebettet, Die den sinkenden Fuss dann bis zur Hüfte begraben. Kraftlos fällt jetzt der Körper hin in die weichenden Flocken Und das erste Gefühl drängt mich zum Schlaf und Vergessen. Aber der eisige Wind rüttelt die sinkenden Kräfte Und die eilende Zeit, wie die immer drohenden Wolken peitschen sie weiter voran. Schliesslich nach endlosen Mühen, Ist dann der Gletscher erreicht, der flacher zum Kamm jetzt emporstrebt, Zwei Kilometer entfernt vom kreisrunden Kegel des Kraters; Auch der Büsserschnee fehlt und glatt erscheint seine Fläche. Aber nur wenige Schritte, da bricht der Fuss durch die Decke Und viel tiefer als je bin im Schnee ich versunken. Und während ich liegend halb stehend, den Rest von Atem benutze, Fühle ich unter mir rasch die Füße den Boden verlieren; Also schnell und mit äusserster Kraft den Pickel einschlagend, Ziehe und wälz ich mich vor zur ganzen Länge des Körpers. Dann langsam auf und was nun? Schauernd denk ich zurück an das eben verlassene Schuttfeld, Schauernd blicke ich auf zu des Eises tückischen Fläche. Noch fühl ich Kräfte genug im Körper nach längerer Ruhe, Noch hält die Wolle zurück den Rest der schwindenden Wärme, Aber der Wille erschlappt im Kampf mit der steten Enttäuschung. Immer das Sehen voraus, scharf suchend nach sicherem Pfade, Immer das Mühen in sich, Gefahren zu meistern und meiden; Dann auch die fliehende Zeit, die drohende Stunde der Wolken, Die bei stets häufigerer Rast die bange Frage emporwirft: Gelingt es, erreich ich das Ziel, oder ist all das Ringen vergeblich? Also such ich den Mut, zerr ihn raus aus den Winkeln des Herzens, Schmied ihn zusammen in Eins und form ihn zur mächtigen Keule; Die hau ich selber mir dann mit Macht ins schwankende Rückgrat, Peitsche die Willenskraft auf zu neuem gewinnenden Vorstoss. Und Schritt auf Schritt wird der Boden geprüft, die Schneewehen werden umgangen Und stetig voran und Atem geholt, wenn der Wind grad Sekunden gestattet. Und ob auch noch oft ein Einbruch erfolgt und mühsam das Sinken verhindert, Ich schaffe es langsam und komme voran und stehe am Fusse des Kraters. Doch noch 200 Meter ganz leichten Gerölls, ohne Schlacken, Steine u. Schneefeld So droht er unendlicher Mühen voll, das Grab aller Hoffnung zu werden. Da fällt es mir ein, dass die lange Zeit vom Erwachen an bis zur Minute Ich noch keinen Bissen genossen hab und immer nur Kräfte gefordert. Drum runter den Rucksack und aufgemacht, ob die Winde auch drohn, ihn zu nehmen —

tern und Klimmen zu nehmen. Aber noch reichte die Kraft und bald stand ich oben am Rande, jetzt endlich im wärmenden Lichte der Sonne.

Ein Blick auf den Höhenmesser, der leider nur bis zu 5000 m. angab, zeigte, dass diese Höhe erreicht oder vielleicht überschritten und dass jetzt die Lasten des Aufstiegs stärkeren Anspruch an die Arbeit des Herzens erhoben. Und gleichzeitig tobte der eisige Wind jener Höhen heran, den Atem raubend und Kräfte erfordernd, sich seinem Andrang zu stellen. Nun hiess es, sie regeln und sparen, die Lunge, das Herz und die Muskeln; Schritt musste um Schritt stets bedacht und die Stelle des Auftritts geprüft sein.

Rechts reichte weiches Geröll bis zum Rücken des Gletschers hinüber, der aber auch noch dicht mit Penitentes bedeckt war. So hiess es am Kamme entlang, zuerst auf gröberem Stein, dann auf weicherem Boden zu steigen, bei immer längerer Rast, in immer kürzeren Strecken. Doch auch bei der grössten Vorsicht kommt ständig die Erde ins Gleiten und was mit Mühe erreicht, ist plötzlich wieder verloren. Vor mir ein Stein — ich rechne mir aus, dass fünffaches Rasten mich hinbringt und zwanzigmal muss ich dann stehn, nach Atem ringend und wartend, bis mir der ruhige Schlag des Herzens den Fortgang gestattet. Dazu erstarren die Glieder im Sturm, nur mühsam hält noch die Hand den stützenden Pickel trotz zweifachen wollenen Handschuhs. Und die Stiefel, vom Schnee schon getränkt, lassen in eisiger Kälte die Füße im Froste erstarren.

Hat sich der weiche Schnee in tiefen Nestern gebettet, Die den sinkenden Fuss dann bis zur Hüfte begraben. Kraftlos fällt jetzt der Körper hin in die weichenden Flocken Und das erste Gefühl drängt mich zum Schlaf und Vergessen. Aber der eisige Wind rüttelt die sinkenden Kräfte Und die eilende Zeit, wie die immer drohenden Wolken peitschen sie weiter voran. Schliesslich nach endlosen Mühen,

Ist dann der Gletscher erreicht, der flacher zum Kamm jetzt emporstrebt, Zwei Kilometer entfernt vom kreisrunden Kegel des Kraters; Auch der Büsserschnee fehlt und glatt erscheint seine Fläche. Aber nur wenige Schritte, da bricht der Fuss durch die Decke Und viel tiefer als je bin im Schnee ich versunken. Und während ich liegend halb stehend, den Rest von Atem benutze, Fühle ich unter mir rasch die Füße den Boden verlieren; Also schnell und mit äusserster Kraft den Pickel einschlagend, Ziehe und wälz ich mich vor zur ganzen Länge des Körpers. Dann langsam auf und was nun?

Schauernd denk ich zurück an das eben verlassene Schuttfeld, Schauernd blicke ich auf zu des Eises tückischen Fläche. Noch fühl ich Kräfte genug im Körper nach längerer Ruhe, Noch hält die Wolle zurück den Rest der schwindenden Wärme, Aber der Wille erschlappt im Kampf mit der steten Enttäuschung. Immer das Sehen voraus, scharf suchend nach sicherem Pfade, Immer das Mühen in sich, Gefahren zu meistern und meiden; Dann auch die fliehende Zeit, die drohende Stunde der Wolken, Die bei stets häufigerer Rast die bange Frage emporwirft: Gelingt es, erreich ich das Ziel, oder ist all das Ringen vergeblich? Also such ich den Mut, zerr ihn raus aus den Winkeln des Herzens, Schmied ihn zusammen in Eins und form ihn zur mächtigen Keule; Die hau ich selber mir dann mit Macht ins schwankende Rückgrat, Peitsche die Willenskraft auf zu neuem gewinnenden Vorstoss. Und Schritt auf Schritt wird der Boden geprüft, die Schneewehen werden umgangen

Und stetig voran und Atem geholt, wenn der Wind grad Sekunden gestattet. Und ob auch noch oft ein Einbruch erfolgt und mühsam das Sinken verhindert, Ich schaffe es langsam und komme voran und stehe am Fusse des Kraters. Doch noch 200 Meter ganz leichten Gerölls, ohne Schlacken, Steine u. Schneefeld So droht er unendlicher Mühen voll, das Grab aller Hoffnung zu werden. Da fällt es mir ein, dass die lange Zeit vom Erwachen an bis zur Minute Ich noch keinen Bissen genossen hab und immer nur Kräfte gefordert. Drum runter den Rucksack und aufgemacht, ob die Winde auch drohn, ihn zu nehmen —

Ein Becher mit Mehl und etwas Brot, ich wüрге die kärgliche Mahlzeit.
 Und der Mut ist gesammelt; ich steige hinan mit immer zäherem Willen,
 Missachte das Gleiten, verachte den Sturm, höre nicht auf den pochenden
 Herzschlag
 Und so den Willen aufs Höchste gespannt — die Nerven zu Paaren getrieben,
 Das Denken nur an das Vollbringen gebannt — so bin ich dann Sieger geblieben.

Die Sonne stand im Zenith — da betrat ich den Westrand des Kraters. Und nun hätte ich aufjauchzen müssen, laut jubelnd übers Gelingen. Doch es war so ganz anders! Schon der entsetzliche Sturm, der hier oben unheimlich tobte, hätte den Ruf mir im Keime erstickt, selbst wenn es mir so zu Mute gewesen. Nach der enormen Anstrengung jedoch, sowohl des Körpers wie grade des Geistes, setzte die Reaktion nunmehr ein — ein fades Gefühl fast ergriff mich. Und wie ich es früher so oft schon empfunden, nicht das erlangte Ziel selbst ist das Grosse, sondern der Kampf mit sich selbst zur Erreichung des Ziels, dann der Rückblick darauf. — das Erinnern zuletzt an das Ganze.

Heute denke ich natürlich mit Lust und Freude an jene Momente dort oben, grabe mich ein in das Bild, das ich damals mechanisch nur aufnahm. — Sehe den gähnenden Schlund des Kraters dicht mir zu Füßen, sehe die senkrechte Wand im Osten sich höher erheben. In der Mitte ist jene geborstene und die Trümmer der nach innen gestürzten Hälfte füllen die Tiefe vor mir in urgewaltigem Chaos. Doch kein Rauch, keine Spur noch vorhandener Tätigkeit ist zu erblicken — der Krater scheint lange erloschen. Und der Kamm ist im Süden und Norden getrennt durch weitklaffende, tiefe Brechen, sodass ein Umschreiten unmöglich ist auf der Höhe des weiten Kreises. 100 Meter Durchmesser und 20 — 30 Meter Tiefe mag der Krater besitzen, doch möchte ich für meine damaligen Entfernungsmessungen nicht meine Hand ins Feuer legen. Und wie auf den

äusseren Wänden, so ist er auch oben und innen fast frei von Eis und Schnee, den die dort stets tobenden Stürme sofort in die Tiefe verwehn.

Dann blicke ich nach Norden, sehe über die nördliche Spitze hinweg, hinüber zum schroff ansteigenden Marmolejo, sehe den gewaltigen Tupungato in seiner wuchtigen Schwere, den einst bestiegenen Vulkan Tupungatito, den Meson Alto und unzählige andere, im Glanz ihres Eises hell leuchtende Riesen. Hinüber nach Argentinien irrt dann der Blick in unendliche Weiten, so fern und so tief, dass das Auge sie nicht mehr ergründet. Sehe nach Osten hinaus, vertrautere Bilder begrüßend, während den Süden verschliesst die dritte Kuppe des Berges.

Und der Sturm braust — schnell noch die Bilder; an dem eingeramnten Eispickel wird der Rucksack verankert, aber die steifen Hände waren zu schwach und fast rollt mir alles zur Tiefe. Endlich steht der Stock fest und mit eisigen Fingern setze ich mühsam den Apparat in Bereitschaft; gegen den Wind gestemmt wird geknipst — der Krater — die südliche Spitze — dann wirft mich der Sturm bei einer unvorsichtigen Bewegung zu Boden — eine Stellung, die ich gewiss gleich hätte einnehmen sollen — aber jetzt klafft die Reithose weit am Knie und die in der Kälte doppelt schmerzlichen, blutenden Risse lassen den Gedanken an ein Niederlegen gar nicht mehr aufkommen. Auch sind die scharfen Steinchen der nur circa 2 Meter breiten Fläche nicht grade verlockend. — Dann noch 2 Bilder — aber was soll daraus werden, wenn der Körper

im furchtbaren Sturme in steter Erzitterung ist? Indessen springt fühlbar die Haut des Gesichts, der Körper erstarrt und ehe es mir so recht zum Bewusstsein gekommen, stehe ich wieder am Fusse des Kraters.

Hier setze ich zu kurzer Rast mich nieder, nehme noch das Bild der südlichen Kuppe auf, an deren Abhang eine Oeffnung mit gelbfarbigem Rande eine vulkanische Ausbruchsstelle anzuzeigen scheint. Nun wird der Wunsch in mir rege, auch jene Höhe noch zu ersteigen, da dort allein, wie ich festgestellt hatte, ein noch tätiger Krater vorhanden sein kann. Doch da empfinde ich feuchtkaltes Wehen und in unglaublicher Schnelle fegt ganz gespensterhaft durchsichtiger Nebel um mich und über mir hin. Da giebt's kein Zaudern mehr, das ist der erste unheimliche Bote der nahenden Wolken und ihrer Gefahr. Weh dem, der von ihnen in jenen Höhen im Schnee und im Eise getroffen wird. Wen dann nicht der Abgrund, die Gletscher verschlingen, dem winkt der Kälte Erstarrungstod.

In langen Schritten geht es bergab, der alten Spur folgend. Was vordem gefahrvoll und schwierig war, scheint jetzt fast ein Kinderspiel; ja selbst das Versinken im tiefen Schnee stört keinen Nerv mehr auf. Und der Unterschied zwischen dem Kraftgefühl jetzt u. der zeitweisen Schwäche vorhin kommt so stark zum Bewusstsein, dass ich mich plötzlich bei dem Gedanken ertappe, ob sich dieser heimtückische Körper vorhin nicht direkt verstellt haben könne, um sich von der Arbeit zu drücken; und wie ich laut auf-lache ob der grotesken Sprünge des Geistes, fühle ich freier und froh nun alles in mir wieder werden, winke frohlockend den Wolken, die jetzt schon in dauernder Folge den Gipfel dort oben umjagen, überlistet, betrogen um seltene Beute. Dann aber ergreife ich doch wieder das Hasenpanier und springe weiter zu Tal, weiss ich ja, dass nur zu schnell auch sie die Tiefe erstreben. Und wirklich, kaum bin ich dann nach ca. zweistündigem Abstieg in die Nähe des Lagers gekommen, hüllt auch schon dichtes Gewölk den Grat bei 5000 Metern. Aber das weiss



Blick vom Krater über die Nordspitze hinweg nach dem Marmolejo.

ich ja auch, dort oben ist seine Grenze und ich bin geborgen.

Auf den Felsen behaglich ausgestreckt, geniesse ich nun doppelt in wärmerer Sonne die ruhige Luft. Und sicher hätte ich noch lange gelegen in der wunderbaren Stille der Einsamkeit, aber jetzt nach einstündiger Ruhe, nachdem auch das letzte Zittern in Körper und Nerven geschwunden, packte mich plötzlich ein wütendes Verlangen nach wärmerer Nahrung und nahm von dem ganzen Menschen Besitz. Nicht schnell genug konnte ich den Rucksack packen, genau so voll und schwer wie am vergangenen Tage, kaum warf ich Undankbarer noch einen freudlichen Blick auf das einst so willkommene Lager, dann ging es in mächtigen Sprüngen die Schneehänge abwärts dem Tale zu. Nach 12 Stunden Aufstieg und 3-4 Stunden bergab — alles in allem 32 Stunden — stand ich dort an der gleichen Stelle, an der mich der Führer gestern verlassen hatte und heute auch wieder erwartete. Die Gefährten hatten mich über die Hänge herabkommen sehen und mir ein Tier entgegengesandt. Um 5^{1/2} konnte ich ihnen von fern her noch als erstes: «Está lista la cazuela?» zurufen, dann kam der herzliche Händedruck und ein Fragen, Erzählen und Freuen hub an, wie es nur in der Cordillere möglich. Auch die Cazuela war fertig und überhaupt — ich genoss, ja schlemmte direkt, wie selten in meinem Leben.

Die Freunde hatten inzwischen die Gletscher am östlichen Talabschluss besucht und gleichfalls viel Schönes gesehen.

Am folgenden Tage verlegten wir das Zelt weiter abwärts auf die breitere Ebene, welche die Quebrada de la Engorda bei ihrer Abzweigung vom Tale des Volcan bildet. Dort im Schutze mächtiger Felsen, die von Titanenhand zu einem gewaltigen Hügel zusammengetragen scheinen, schlugen wir das

Zelt auf u. wünschten uns Glück zu dem Wechsel, denn heute, ganz gegen die Regel, senkten die Wolken sich tiefer rings an den Bergen, hüllten den Himmel ein und Wetter durchtobten die Höhe. Dankbar empfand ich es jetzt, dass grade die Tage des Aufstiegs so günstig wie möglich gewesen.

Ein tüchtiger Fussmarsch von einigen Stunden bei wiederum herrlichem Wetter, führte uns am nächsten Morgen in das Tal des Volcan bis vor die Wasserscheide und argentinische Grenze. Dort schliesst eine hohe, für Tiere unmögliche, für Menschen kaum bezwingbare Bergwand die Quebrada nach Osten hin ab; von Norden her münden die engen, vom Cerro Marmolejo herabführenden Cajons in das kleine Talbecken, während von den Wänden des San Jose im Süden, ein riesiger Gletscher in vielfacher Windung zu Tal sich senkt. Ihn und die Schluchten des Marmolejo näher zu erforschen, dürfte eine hochlohnende Aufgabe für eine kürzere Bergfahrt sein. Bald nach Mittag trafen wir wieder im Lager ein und bereiteten uns vor auf den Aufbruch am kommenden Tage.

Zufrieden und froh und an viel Schönerem reicher schien uns auf heimwärtsgerichteten Tieren der Ritt dann talabwärts im Fluge zu gehn. Mit Halloh empfing uns Ingenieur H. auf seiner Station. Er hatte mit Maler v. St. am Tage meines Aufstiegs vor der Hütte gesessen und durch Zufall war ihm die sich bewegende Gestalt beim Traversiren des Gletschers als schwarzes Pünktchen vor das Glas gekommen. Nun drückte auch er mir freudig zum gelungenen Werke die Hand.

Dann noch eine gemütliche Stunde unter dem gastfreien Dache und nach einem kurzen Ritt zur Station, fuhren wir drei Kameraden den heimischen Stätten zu.

Valparaiso im Februar 1920.

H. G.

Im Gran Cañon del Rio Colorado.

Ein sonniger Herbsttag auf dem grossen Colorado-Plateau inmitten der Felsengebirge. Von der kleinen Station Williams der Santa Fe-Eisenbahn, welche das Gebirge überquert und in San Francisco endigt, blicken wir einigen in der Ferne zerflatternden weissen Wölkchen nach. Dort jagt unser Eilzug dem Stillen Ozean entgegen. Tage um Tage schon trug uns die Bahn, durch die tropischen Niederungen von Tehuantepec, über die flimmernden Sandwüsten von Mexico, durch die melancholischen, bunten Steppen von Neu-Mexico und Arizona. Alle Knabenerinnerungen an das junge Nordamerika aus der Zeit der Kämpfe zwischen den Ansiedlern im Westen und dem roten Volke sind wieder wachgerufen. Hier steht an einsamem Kreuzpfade die Schenke des typischen Irländers, dort hausen Holzfäller unter himmelanstrebenden Bäumen, Fallensteller und Fischer an versteckten Tümpeln und tief eingeschnittenen Wasserläufen, hohe, gesund und kräftig aussehende Leute von ruhigem und sicherem Wesen. Auch der rote Mann ist da. Wohl trägt er auch heute noch die gleiche Kleidung wie seine Väter sie trugen, aber das, was ihn der Knabenseele sympathisch machte, das aurrechte Wesen, den Stolz, die Ruhe, die man bei den Indianern im südlichen Mexico noch fand, sucht man umsonst. Was man als Reisender an Indianern hier sieht, sind meistens arme, mitleiderregende, bettelnde Geschöpfe, Schatten von einst.

Weiter geht es nun auf der rund 2000 Meter über dem Meere liegenden Hochfläche nach Norden, dem vorläufigen Ziel unserer Fahrt entgegen. Immer noch sind fast alle Namen spanisch, vornehmlich die von Bergen, Flüssen und Seen, ist doch alles Land hier herum von Spaniern zuerst er-

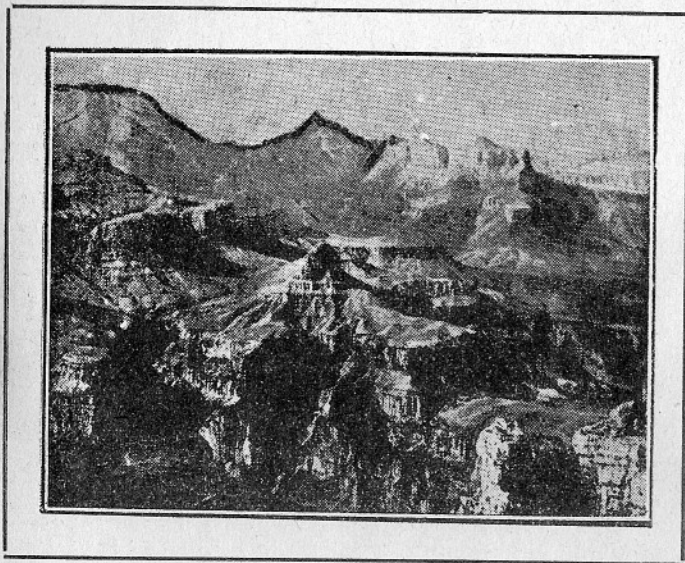
forscht und besiedelt. Aber die spanische Sprache selbst ist fast völlig verschwunden, nur selten hört man auf der Fahrt ein spanisches Wort. Drei Stunden geht es fort auf der Nebenbahn, immer in gleicher Höhe, immer über Fläche und durch lichten Hochwald.

Nun mit einem Male verändert sich das Bild. Mit dem Eintreffen auf der Endstation treten wir aus dem Walde heraus und es liegt ein Panorama vor unseren Augen, wie es auf Erden nirgend wiederkehrt. Hier ist die Rinde der Erde zerrissen, aufgebrochen, bis in Tiefen, die sonst kein Bergwerk keine Tiefbohrung erreicht. Der Riss, welcher den Namen Gran Cañon del Rio Colorado führt, ist 400 Kilometer lang, und seine Breite schwankt zwischen 20 und 40 Kilometern, seine Tiefe je nach der Höhe der Ränder zwischen 1500 und 2000 Metern. Um einen ungefähren Vergleich mit Höhen und Entfernungen zu ermöglichen, die in Valparaiso allgemein bekannt sind, dürfen wir an, der Südrand dieser ins Ungeheure vergrösserte Quebrada liege etwa am Alto del Puerto, dann liegt der Nordrand etwa in der Entfernung der Dünen von Concon beide Ränder aber in dreifacher Höhe des Alto del Puerto, die Talsohl auf dem Meeresspiegel. Nach rechts und links verliert sich der Blick in wesenloser Ferne. Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der nicht überwältigt stünde vor diesen riesenhaften Ausmessungen und vor dem Gesamteindruck des gewaltigen Bildes.

Hart an den Rand treten wir heran und versuchen, unter uns zu sehen, wie tief es wohl hinabgehen mag. Umsonst. Ein Verweilen über der schauerlichen Tiefe für länger als einen Augenblick wird auch für den Schwindelfreiesten zur Unmöglichkeit: 400 bis 600 Meter

geht es senkrecht in erster Stufe hinab. Ein Blick nach den Seiten und nach dem Nordrande gegenüber zeigt, dass fast überall, wie unter uns, eine riesige Mauer von weissem Sandstein über dem tieferen Gestein steht. Dann beginnt von beiden Seiten nach der Mitte der Schlucht zu, ein Gewirre von abenteuerlich geformten Felsen und Bergen, Flächen und Türmen, in sich wieder zerrissen zerspalten, zerbröckelt. Manche von diesen Ueberbleibseln älterer, tieferer Gesteinsschichten tragen noch

sein Bett. Er ist wohl nirgend mehr als ungefähr 100 Meter breit und der Riss, in dem er seine roten Wasser in Sprüngen und Stromschnellen, die nur hin und wieder von einer ruhigeren Stelle unterbrochen werden, dem Meere zuführt, ist vielfach so eng, dass die Sonne, selbst bei höchstem Stande, den Strom nicht erreicht. Bis zu 500 Metern Höhe recken sich die steilen, vielfach überhängenden Wände der Mittelschlucht, die hin und wieder von seitlichen Quebraden von nicht geringerer



Blick vom Plateau auf untere Terrassen.

spitzen aus Sandstein. Sie selbst sind meist rot, in horizontalen Schichten gegliedert, von weissem und dunklen Linien unterbrochen. Die Phantasie der Nordamerikaner hat sie, anscheinend ziemlich wahllos, mit Namen bedacht, wie Brahma-Tempel, Vischnu-Tempel, Wotansthron, Salomons Tempel, Cheops-Pyramide, Walhalla-Plateau. Es kommen so ziemlich alle Religionen zu ihrem Recht, sogar die Sekte der Mormonen ist mit dem Tabernakel vertreten. Mitten durch dies Labyrinth von Stein reißt sich nun endlich der Strom

Furchtbarkeit unterbrochen werden und nur unter Benutzung solcher Seitencañons ist es möglich, an den Strom heranzukommen.

Alle Farben des Spektrums sind über den Gran Cañon ausgegossen, keine Wiedergabe in Bildern erreicht die Natur auch nur entfernt, denn es fehlt immer die Lebendigkeit der in der Sonne fortdauernd wechselnden Farben, welche diesem Gewirre von Felsen den unaussprechlich eigenartigen Reiz verleiht. Weiss herrscht in den obersten Schichten, hin und wieder von

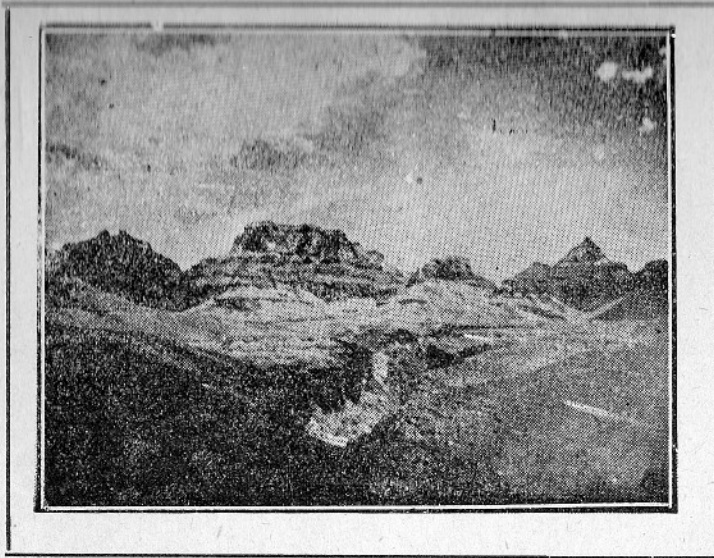
lichem Grün unterbrochen oder wie mit zarten Schleiern überdeckt, Rot in allen Tönen, karmin und violett wechseln in den Tiefen, Dunkelblau, Braun und Schwarz, Grün und Gelb sind überall eingesprengt und der nahezu immer gleiche durchsichtig blaue Himmel mit weissen Wolken wölbt sich über dieser Stätte des Schweigens.

Tausendfach sind die Empfindungen, wenn der Mensch dieses Weltwunder auf sich wirken lässt. Es greift an Auge und Ohr zugleich. Und wenn das Auge erzittert vor der ungeheuren Grösse und sich doch nicht satt sehen kann an der Pracht der Farben, die rundum leuchten und doch nirgendwo schreiend wirken, so findet sich das Ohr hier zum ersten Male vor einer neuen, ganz unbekannten Erscheinung, vor dem absoluten Nichts. Kein Laut dringt aus der grauenhaften Tiefe herauf, kein Laut ist auf der Hochfläche zu vernehmen. Es ist das Gefühl der absoluten Taubheit, und die Empfindung lastet auf uns fast mit der Kraft eines wilden Wunsches, es müsse jetzt ein der Nerven zerreissender Donner aus der Tiefe hervorbrechen.

Bei Sonnen-Aufgang und Untergang zeigt der Cañon die prächtigsten Bilder, besonders reizvoll ist der Abend, wenn langsam, ganz langsam, die durchsichtigen blauen Schatten aus der Tiefe aufsteigen um sich leicht und weich über die starren Felsen, über Thäler und Schluchten, über Nah und Fern zu legen. Und im Mondlicht vollends wird dann der Cañon nochmals lebendig. Das Licht reicht nicht in die Tiefen hinab, aus denen leichte, durchsichtige Schleier sich heben, und die vielgestaltigen Felsentürme, Schlösser und Märchenburgen scheinen dann aus der Unendlichkeit heraufzuschweben. Die auf und nieder streifenden Luftströmungen, die man nur fühlen, nicht hören kann, lassen das ganze Bild leise erzittern. Dann scheinen die Massen sich zu bewegen, sich leicht hin und her zu wiegen, und dies scheinbare

Leben in den kalten starren Felsen, die selbst im schrägen Mondlicht einen Teil ihrer Farben noch zeigen, vermag seltsame Empfindungen in der Seele zu lösen. Es ist eine Erscheinung wie aus einer anderen Welt.

Der Abstieg von der Hochfläche zum Flusse kann ziemlich gefahrlos in 3 bis 4 Stunden zu Fuss oder auf dem Rücken des Maultiers gemacht werden, allerdings erst in neuerer Zeit, nachdem Pfade durch die Wände gesprengt und gebrochen wurden und die überall auftretenden Spalten und Risse eingemassent überbrückt worden sind. In erster Morgenfrühe stehen die Maultiere bereit und es beginnt sehr bald die Kletterei auf den anfänglich bequemen, bald steiler und steiler werden den Wegen, die im Zickzack an der Sandsteinwand zunächst in einen der oberen Seiten-Cañons hinabführen. Schon hat die Sonne angefangen, die Hochfläche oben zu erleuchten und zu erwärmen, aber zwischen den ragenden Wänden herrscht bis weit in den Vormittag hinein die Kälte und Feuchtigkeit der Nacht. Wenig Vegetation hängt zwischen den Felsen, arme Kiefern und trockenes Buschwerk. Erst im Grunde des ersten Cañons sieht es etwas freundlicher aus. Eine Quelle, lässt ein kleines Rinnsal durch die sich stark verbreiternde und dann wieder schliessende Schlucht laufen und flugs ist ein kleiner Garten herangewachsen, einige Bäume und Hütten dazu. Man nennt dies friedliche eingeschlossene Stückchen den Indianergarten und einige Abkömmlinge des alten Hopi-Stammes tun dort die Feldarbeit. Weiter geht es in tausend Windungen um Türme und Berge von allen Formen herum, von einer Schlucht zur anderen, hin und wieder an steilen Wänden im Zickzack hinab oder durch eingesprengte seitliche Aushöhlungen durch sie hindurch, die steile Jacobsleiter hinunter. In den Wänden über uns sehen wir an schwer zugänglichen Stellen Reste von alten Höhlenwohnungen von



Beispiel einer unteren Terrasse.

deren früheren Bewohnern heute niemand mehr etwas weiss, und schliesslich gelangen wir in die weniger angenehme Gegend von des «Teufels Korkzieher». Hier springt der Weg auf einer Felsenrippe gleichsam aus der Felswand heraus, um in scharfen Zickzackwendungen die Sohle des letzten Cañons zu erreichen. Hier wird es selbst den klettergewohnten Maultieren zu viel. Sie versagen fast alle den Dienst und man tut gut, abzu- steigen, wo sich auf der scharfen Rippe ein Platz dazu findet, um dann das Tier in die Tiefe zu führen.

Seit dem Verlassen des Indianergartens hat der Blick die Hauptränder des Gran Cañon nicht mehr erreichen können. Seitdem sieht man nur noch Felsen, Felsen und immer nur Felsen. Aber die Gestalten sind so mannigfaltig, die Farben so leuchtend und doch wieder so zart, die Lichter so hell und die Schatten so stark, dass die Empfindung des Einförmigen auch für keinen Augenblick aufkommen kann. Endlich wird der Strom erreicht. Trübe rote Wasser treibt er in ziemlich fla-

chem Bette zu Thal, und es wird schwer zu glauben, dass er mit seinen kleinen Zuflüssen, wie er sich im Herbst zeigt, der Schöpfer und Gestalter der riesenhaften Felsenwelt sein soll, die uns rings umgiebt. Und doch mögen die Verfechter der Hypothese Recht haben, die dem Wasser den Hauptanteil an der Zerreissung und Zertrümmerung der Hochfläche zuweisen will.

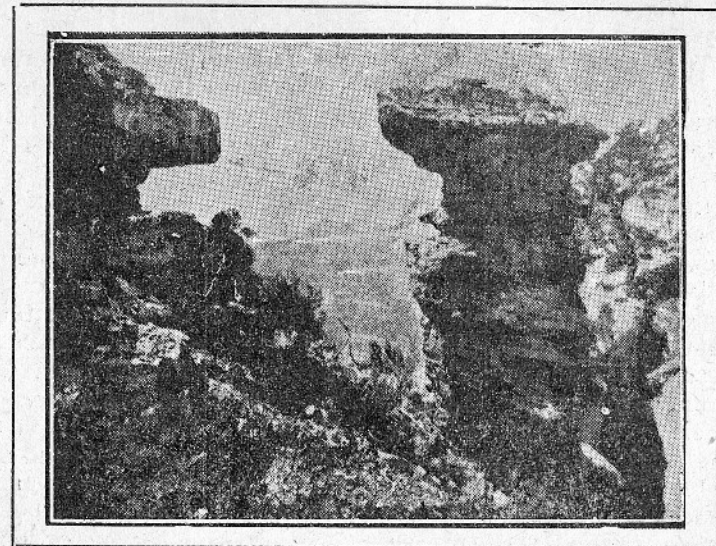
Aber es handelt sich hier nicht, wie bei so vielen Gebirgsbildungen, um ein Abwaschen des Gesteins, sondern durchweg um ein Zernagen. Man nimmt an, dass der Fluss schon vorhanden gewesen ist, als das Land begann, sich zu seiner jetzigen Höhe zu heben. Ähnlich wie in der Cordillera unserer Gegend findet man dort, weitab vom Meere, Muschelreste und Versteinerungen von Seetieren in grosser Höhe im Gebirge, von dem der Colorado-Fluss herniederströmt. Also werden diese Gebiete früher tief gelegen haben. Nach der Annahme der Wissenschaft hat der Fluss sich dann, je weiter das Land sich hob, um so

tiefer in die Erde hineingenagt, eine gleiche Arbeit haben seine Zuflüsse geleistet und auf diese Weise erklären sich die steilen und tiefen Einschnitte mit den senkrechten Wänden, welche sich überall dort halten, wo die Einwirkung des Wassers von oben auf gehört hat. Die Verwitterung der obersten Schichten in der Luft bringt dann allmählich die Abschrägung der stehen gebliebenen Türme zuwege und den Absturz des Gerölls in die Schluchten und Risse.

Diese Schluchten und Risse sind, besonders dort, wo sie von Geröll noch frei sind, Fundstätten ohne Gleichen für den Forscher. An keiner Stelle unseres Planeten ist auf so weite Strecken eine solche Zerreissung der Erdschichten erfolgt und nirgendwo liegt der Aufbau des Gesteins von den ältesten bis zu den neuesten Formationen in so wunderbarer Klarheit zu Tage.

Der Gran Cañon ist erst verhältnismässig spät erforscht worden. Bekannt war er den Spaniern schon seit 1540, aber er geriet wieder in vollkommene Vergessenheit bei der zivilisierten Welt,

und erst im Jahre 1776 wurde man wieder auf ihn aufmerksam, als vorgeschobene Militärposten den Rand erreichten und den erfolglosen Versuch machten, den Fluss zu überschreiten. Die Steilheit der Wände machte alle Versuche zu schanden. Auch die Unternehmungen, den Fluss von der Mündung aus zu Schiff in Angriff zu nehmen, scheiterten. Das Wasser wurde bald unfahrbar wegen der Klippen, Stromschnellen und flacheren Partien. Erst im Jahre 1869 war eine Expedition unter Führung des Majors Powell so glücklich, den Fluss von oben herabzukommen. Es waren 10 Mann in 4 Booten, aber 4 Mann und zwei Boote gingen unterwegs verloren. Die Fahrt dauerte über drei Monate, ihre Geschichte liest sich wie ein Märchen von Sinbad dem Seefahrer, der auf seinem Floss von unterirdischen Strömen in verzauberte Welten geschleppt wird. Auf Grund von indianischen Berichten glaubte man, dass der Rio Colorado auf lange Strecken unterirdisch fliesse und dass er Wasserfälle von grosser Tiefe bilde. Wenn sich hiervon auch nichts bewahrheitete, so packte doch



Blick vom Kaibab-Plateau auf Shimumo-Altar.

das Grausen jene 4 Mann, als der Strom immer enger und enger wurde, die Wände sich immer höher und höher reckten und das Wasser wilder und wilder in Strudeln und Stromschnellen dahinschoss. Der erste verliess die Gruppe bald nach Beginn der Fahrt, die drei anderen nach dem ersten Drittel. Sie wollten lieber den

ungekannten Gefahren der unerforschten Wüsten und Steppen in der Höhe trotzen, als dem fürchterlichen Strome in fast nächtlicher Tiefe. Sie kletterten aus den Schluchten hinauf zum Plateau und wurden oben von Indianern erschlagen.

T. v. H.



Zu unserer Kunstbeilage.

Weg bei Olmué mit Cerro La Campana 1900 m.

Das Motiv unserer heutigen Kunstbeilage ist eins der beliebtesten vieler Landschaftsmaler Mittelchile's. Die Lieblichkeit der Umgebung, die prächtige Aussicht und vor allen die leichte Erreichbarkeit haben die Campana schon seit Jahrzehnten zum bevorzugtesten Ausflugsziel der Wanderfreunde Valparaiso's gemacht. Sogar viele Damen haben schon sein ehrwürdiges Haupt betreten, wie die vielen Namen beweisen, die im Gipfelbuch eingetragen sind.

Von Valparaiso aus gut sichtbar, gilt die Campana als Wahrzeichen des Städtchen's Limache, aber es kostet von dort immer noch Stunden, um an den eigentlichen Fuss des Berges zu gelangen. An seinen Abhängen befin-

den sich mehrere Kupferminen, von denen die grösste, «La Pronosticada» in ca 1300 m einen beliebten Stützpunkt für die Campanabesteiger bietet.

Ein Sonnenaufgang auf der Campana ist unvergleichlich schön. Das glitzernde schneeige Gipfelmeer der Cordillera bekränzt vollständig den Horizont im Osten, majestätisch überragt vom stolzen Gipfelmassiv des Aconcagua, während nach Westen der Schattenkegel der Campana bis weit hinaus in den stillen Ozean reicht.

Wilde Bergromantik und stille Lieblichkeit der Täler sind hier auf engem Raum vereinigt und gern erinnert sich der Besucher dieser schönen Gegend.